

the purpose of “tracing” antecedents to modern performance practices? How does that help us understand them? How should we treat such historical materials? Beyond acknowledging that Caribbean performances are a mix of traditions (which should be beyond any doubt at this point) what do we gain from seeing the similarities between African, European, and Caribbean festivals? Are their differences more useful to note? Do we run the risk of essentializing African or even peasant European cultures when we treat them in this way? Do we lose something of the struggles and negotiations not only of slavery but of modern Caribbean people if we do not continually remind ourselves that it is people who make, remake, and even unmake the traditions they inherit? Given the valuable descriptive content of this book, it should be another reminder that these traditions are living now (or possibly dying now) and that the people who accept and embrace or abandon and discard these practices are actively expressing their attitudes and thoughts on their world.

Philip W. Scher

**Penny, H. Glenn:** *Kindred by Choice. Germans and American Indians since 1800.* Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 2013. 372 pp. ISBN 978-1-4696-0764-1. Price: \$ 45.00

Das angeblich besondere Verhältnis zwischen Deutschen und Indianern ist schon seit vielen Jahren ein Thema, das nicht nur europäische, sondern auch amerikanische und – mehr und mehr – indigene Wissenschaftler beschäftigt. (Ich benutze den Begriff “Indianer” im Bewusstsein der vorhandenen Begriffsproblematik zur Vereinfachung als Sammelbezeichnung für die kulturell sehr unterschiedliche indigene Bevölkerung Nordamerikas mit Ausnahme des Polargebietes.) Der Historiker H. Glenn Penny greift für sein Werk bewusst auf den englischen Titel von Goethes “Die Wahlverwandtschaften” zurück. Sein Ansatz ist es, “to understand ... the shared dispositions revealed by elective affinities” (xii), die er in dieser Beziehung sieht. Der Autor, der sich nicht nur mit dem modernen Europa, sondern auch mit ethnografischen Museen beschäftigt hat, zieht zur Analyse die Entwicklung der deutschen Gesellschaft und Geschichte, aber auch die Suche deutscher Kulturen – er benutzt bewusst den Plural – nach ihrem Platz in der Welt heran. Auch Brüche, die das deutsch-indianische Verhältnis trotz aller Kontinuität historisch aufweist, begründet er vor diesem Hintergrund. Penny bleibt bei seiner Untersuchung nicht an nationalen Grenzen stehen, sondern richtet seinen Blick auch auf deutsche Siedler in den USA und dreht den Blick um, so dass ein vielfältiges Bild entsteht.

Die Einleitung von “Beyond the Buckskin” (1–23) gibt einen sehr guten Überblick über den bisherigen Forschungsstand. Zwar ist – wenig überraschend – das deutsche Hobbyistentum der Startpunkt, doch verharrt “Beyond the Buckskin” hier nicht, sondern analysiert das Thema schon tiefer gehend und bereitet so den Weg für die beiden Hauptteile des Buches.

Mit “Origins and Transformations across the Nineteenth Century” beschäftigt sich der 1. Teil (25–155), den

Penny mit einem allgemeinen Überblick beginnt. Das Kapitel “From Cooper to Karl May – Recast” (29–68) richtet sich im Wesentlichen auf die literarische Entwicklung des “deutsch-indianischen Verhältnisses”. Der Autor sieht die Gründe für die Entstehung dieses Zusammengehörigkeitsgefühls vor allem in einem Dreieck aus der Tatsache, dass die von Tacitus beschriebenen Germanen schon ab dem 17. Jh. mit der indigenen Bevölkerung Nordamerikas verglichen wurden, der Popularität von Coopers Lederstrumpf und dem Humboldtschen Bildungsideal. Darauf aufbauend verfestigten Forscher, Autoren und Künstler wie Prinz Maximilian zu Wied und Karl Bodmer, Balduin Möllhausen, Friedrich Gerstäcker, Albert Bierstadt und schließlich auch Karl May das Indianerbild – bzw. ergänzten es. H. Glenn Penny belässt es nicht bei einer bloßen historischen Aneinanderreihung, sondern erläutert die Motive und historischen Gründe der Akteure, die von der Begeisterung für Amerika als Hort der Demokratie über die Verdammung der “Yankee malice” (45) bis zur Immigration reichten. Letztere führte zu einem engen Netzwerk zwischen den deutschsprachigen Siedlern und ihrer Heimat.

Diesen Aspekt greift der Autor im darauf folgenden Kapitel “Accommodating Violence” (69–95) auf, in dem er ausführlich die deutsche Besiedlung Minnesotas betrachtet. Dort wurden im Jahr 1862 ca. 600 bis 800 Siedler von Dakota getötet, was wiederum zur größten Massenexekution in der Geschichte der USA führte. Wie im gesamten Buch trennt Penny das Kernthema nicht von den historischen und gesellschaftlichen Umständen. Es ist ihm wichtig, dass sich die deutschen Siedler ebenso von den Angloamerikanern absetzten wie sie von diesen als merkwürdige Außenseiter wahrgenommen wurden. Vor und nach den tragischen Ereignissen herrschte unter den Deutschamerikanern ein indianerfreundliches Klima, und alle Probleme, die es gab, wurden der angloamerikanischen Politik angelastet. Die Neuigkeiten aus den Siedlungen verbreiteten sich auch schnell in der alten Heimat, wo die Dakota/Sioux bald zu den bekanntesten Indianern wurden und ebenso wie in Minnesota als Opfer und nicht als Übeltäter angesehen wurden.

Die Kritik an der US-Politik teilte auch Rudolf Cronau, der Penny im 3. Kapitel (“Changes in Lands”, 96–126) “as a vehicle to sketch out the character of this transnational world in transition” (97) dient. Dank seiner Artikel in der Familienzeitschrift *Gartenlaube* und Vorträgen, die er zwischen 1884 und 1886 in verschiedenen deutschen Städten hielt, war die heimische Öffentlichkeit über seine Erlebnisse mit der indigenen Bevölkerung informiert. Zugleich spiegelt seine Geschichte die Veränderungen im Leben der indigenen Bevölkerung nach dem Ende der Indianerkriege, aber auch der Deutschen auf beiden Seiten des Atlantik wider. Als im ersten Weltkrieg Deutschunterricht in den USA verboten wurde und die Sprache dort quasi verschwand, hatte das auch Auswirkungen auf das, was Penny “transnationale Welt” nennt.

An dieser Stelle setzt “Modern Germans and Indians” (127–155) ein. Das Kapitel ergründet die Bedeutung von Völkerschauen, Wildwestshows und Zirkusattraktionen für das deutsche Interesse an der indigenen Bevölkerung

Nordamerikas, das durch die Vorführungen auch über den 1. Weltkrieg hinaus erhalten blieb. Dass die Begeisterung weit verbreitet war, und auch in die Wissenschaft und Kunst reichte, zeigen u. a. Aby Warburg, C. G. Jung und andere, die sich ausführlich mit Indianern beschäftigten und über sie Zivilisationskritik übten.

Mit dem Dritten Reich, in dem die indigene Bevölkerung Nordamerikas als ein Spiegelbild der Deutschen gesehen wurde, leitet Penny zum 2. Teil des Buchs über: "Consistencies across Twentieth-Century Ruptures" (157–296). Dieser ist noch mehr als die ersten Kapitel von der Hintergrundsituation der Entwicklung geprägt, die weiterhin nicht chronologisch, sondern thematisch dargestellt wird, und in der die Bedeutung von Indianerklubs immer wieder eine Rolle spielt.

Der Autor beginnt mit der "Instrumentalization across Political Regimes" (163–198), die über das gesamte politische Spektrum erfolgte. Dabei wird deutlich, dass z. B. die Nationalsozialisten keine neuen Indianerbilder schufen, sondern lediglich schon im 19. Jh. angelegte Vorstellungen umgewichtet. Die Nutzung der Indianerbegeisterung, die auch nach dem 2. Weltkrieg ungebrochen war, wurde nach einigen Jahren auch zu einem Element der ostdeutschen Politik. In den 1970er Jahren wurde das Thema "Indianer" – vor dem Hintergrund des Vietnamkriegs – auch in Westdeutschland vermehrt politisiert. Hier wurden nun Mitglieder des American Indian Movement als Widerstandskämpfer gegen ein faschistisches System gefeiert, bevor die Ökobewegung Indianer als Vorbilder entdeckte, während sie in jüngerer Zeit eher mit esoterischen Zielen verbunden werden.

Dieses Thema setzt sich auch im folgenden Kapitel "Race, Character, and Masculinity before and after Hitler" (199–228) fort, in dem unter anderem die bewusste Nutzung der deutschen Indianerbegeisterung durch die Amerikaner thematisiert wird. Diese setzen beispielsweise nach dem Krieg indigene Soldaten ein, um mit Indianerklubs und Hobbyisten zusammenzuarbeiten und so die deutschamerikanische Freundschaft zu pflegen. Dass ihnen in Deutschland kein Rassismus entgegengebracht wurde, war für viele dieser Soldaten eine neue, positive Erfahrung. Bis in die 1970er Jahre stand "der Indianer" für ein Männlichkeitsideal. Dieses zeigte sich nicht nur an zahlreichen Geschichten über deutsche Freundinnen und Ehepartnerinnen, sondern auch daran, dass Indianerinnen praktisch keine Rolle spielten.

"Comparative Genocides" (229–251) widmet sich der Nutzung des Genozid-Begriffs für die Geschichte der indigenen Bevölkerung Nordamerikas. Dieser spielt in der inneramerikanischen Diskussion eine große Rolle und wurde auch schon früh in Ostdeutschland gebraucht. Penny betont, dass dies keine neue Entwicklung war, da im deutschsprachigen Europa auch ohne die Verwendung des Begriffs schon im 19. Jh. von Völkermord gesprochen wurde, wenn von der "Abschlachtung", "Ausrottung" oder "Vernichtung" der indigenen Bevölkerung Nordamerikas die Rede war. Er zeigt darüber hinaus, dass nicht nur der Vergleich mit Tacitus eine Identifikation mit den Indianern und Amerika ermöglichte, sondern dass auch die Tatsache, dass Deutschland im 19. Jh. quasi eine eigene

*frontier* im Osten hatte. Zudem verglich schon Friedrich der Große Slawen mit Indianern und Polen mit Irokesen. Auf beide zum Teil widersprüchliche Aspekte konnte Hitler relativ leicht indirekt zurückgreifen, um die Eroberung und die Vernichtung von Ländern und die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung zu begründen, so Penny.

Im letzten Kapitel "Receptions in Native America" (252–289) wendet sich der Autor dem umgekehrten Blick zu. Dabei geht er von den familienbiografischen Collagen des lakotastämmigen Künstlers Arthur Amiotte aus, die eine Verknüpfung von Lakota- und deutschem Leben darstellen. Wie viele andere Indianer hatte Amiottes Urgroßvater im deutschsprachigen Raum Europas eine Frau gefunden, die mit ihm auf die Reservation zog und deutsch-österreichische Kultur mitbrachte. Auch wenn es nicht durch Ehepartnerinnen war, hatten Aufenthalte in Deutschland immer wieder Einfluss auf die Besucher und ihre Nachfahren – sowohl kulturell als auch familiengeschichtlich. Die Nachfahren des Lakota Edward Two-Two, der nach 1914 während seines Engagements beim Zirkus Sarrasani gestorben ist, besuchten beispielsweise zuletzt unter großer öffentlicher Aufmerksamkeit 2004 das Grab ihres Vorfahren. Das Kapitel endet mit einem Blick auf Deutsche in Indianerreservierungen, die dort als überdurchschnittlich interessiert wahrgenommen werden.

Dass Indianer trotz der Indianerbegeisterung ein kaum existierendes akademisches Feld in Deutschland darstellen, verwundert vor dem Hintergrund von Pennys präziser und detaillierter Analyse, die einen neuen Blick auf das Verhältnis zwischen Deutschen und Indianern wirft. Dass sich der Autor gegen eine chronologische Aufarbeitung entschied, macht es möglich, jedes Kapitel auch für sich allein zu lesen, während sich die gesamte Komplexität – und damit die langfristige Entwicklung – erst richtig erschließt, wenn man die vielfältigen Verknüpfungen zwischen den einzelnen Themen beachtet. "Kindred by Choice" ist der beste Beitrag zu dem Thema, der seit langem erschienen ist, und bietet nicht nur einen hervorragenden Überblick, sondern auch neue Aspekte, die zum Nachdenken anregen.

Markus H. Lindner

**Pérez Amores, Greycy:** Sin monte sigue habiendo Palo. Orishas en Tenerife. Santa Cruz de Tenerife: Ediciones Idea, 2012. 416 pp. ISBN 978-84-9941-782-0. Precio: € 26,40

Spanien, einschließlich seiner Inseln, ist ein bevorzugtes Ziel von kubanischen Migranten, insbesondere wenn sie über den Nachweis der Abstammung von Spaniern ihrer Großelterngeneration deren Staatsbürgerschaft wiedererlangen können. In Kuba, das 1902 unabhängig wurde, gibt es noch viele Personen, denen dies möglich ist, und so leben in Spanien heute relativ viele Kubaner und Spanier mit kubanischem Hintergrund. Darunter wiederum finden sich zahlreiche Anhänger und Priester von afrokubanischen Religionen, die in den letzten Jahrzehnten auf der sozialistischen Karibikinsel trotz staatlicher Reglementierung florierten. Auch aus Venezuela und Kolumbien, wo die Religionen ebenfalls durch kubanische Migranten Fuß gefasst hatten, waren sie auf die Kanari-